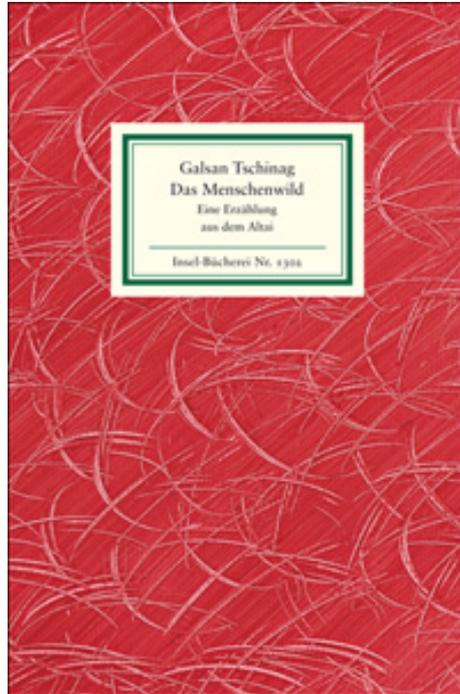


Insel Verlag

Leseprobe



Tschinag, Galsan  
**Das Menschenwild**

Eine Erzählung aus dem Altai

© Insel Verlag  
Insel Bücherei 1302  
978-3-458-19302-9





Galsan Tschinag  
Das Menschenwild

Eine Erzählung  
aus dem Altai

Insel Verlag

Insel-Bücherei 1302

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2008

# Das Menschenwild



Eigentlich bin ich ein großer Dummkopf und ein kleiner Verbrecher, da ich Geschichten dieser Art in die Öffentlichkeit trage, ohne mir vorher über mögliche Folgen Rechenschaft abzulegen. Aber ich bin ein Schreiber, der von Geld und Ruhm lebt, und da ich beides brauche und obendrein meine, die Geschichte könnte zu einem kleinen Renner werden, habe ich sie beherzt aus dem schummerigen Grunde des Nomadentums heraufgeholt.

*Aus dem Begleitbrief an den Lektor*



Anfangs hieß sie Hünej. Anzunehmen, so wurde sie von ihren Eltern und Verwandten auch später genannt. Außenstehende sagten, wenn sie gemeint war, nur noch Gijit, anspielend auf Gijik, das Menschenwild.

Hünejs Eltern waren wohlhabende und ordentliche Leute mit ruhmreichen Vorfahren. Ihr Ururururgroßvater mütterlicherseits hatte einem fremdländischen König das Leben gerettet und war von ihm mit einer seiner Töchter zur Ehefrau beehrt worden. Über die nähere Herkunft jener Prinzessin, die in der fernen, armseligen Ecke endete, gingen die Meinungen allerdings auseinander. Die einen behaupteten, es sei eine Mandschufrau gewesen, während andere auf einer Chinesin und wieder andere gar auf einer Mongolin bestanden. Aber es stand fest, dass es eine Landesfremde war und zudem eine sehr Vornehme.

Hünejs Vater war der Nachkomme eines sehr Reichen des Landes, der allein etwa zwanzig Hengstherden besessen hatte, was auf ein halbes Tausend Pferdeköpfe hinauslief. Sie selbst war unter sechs Geschwistern das einzige Mädchen, und zwar ein frühreifes und eigenwilliges Geschöpf, wie der Volksmund ihr nachsagte.

Hünej war noch minderjährig. Aber sie kam auf die Lust, schon zur Frau werden zu wollen. Der Bräutigam war ein wenig älter als sie, doch auch ein wenig dummkühn. Denn er flüchtete mit ihr zusammen in die Berge, da sich seine wie auch ihre Eltern gegen die Heirat stellten.

Eine Suche mit vereinten Kräften begann. Sie dauerte viele Tage. Und je mehr Zeit verging, umso merklicher legte sich das Zornesfeuer in den Brüsten der Suchenden und umso drückender wurde die Sorge, die auf allen lastete. Die Suche blieb erfolglos, die Bergwelt war einfach zu groß, zu beschwerlich erschaffen und bestand aus zu vielen Falten, in denen sich ein ganzer Stamm vor der übrigen Welt gut hätte verstecken können. Man überließ die Gesuchten der kühlen Jahreszeit, die bald anbräche und sie zwänge, die Höhen zu verlassen und die Nähe der Menschen, gar der eigenen Sippen, zu suchen.

Die Kunde kam jedoch früher. Der Bräutigam erschien – allein, verheult und verschreckt, es schien, er sei um seine Sprache gekommen. Aber irgendwie bekam man dann doch aus ihm heraus, was geschehen war: Ein gewaltig großes, dunkel behaartes Wesen auf zwei Beinen und mit zwei langen, biegend und brechend starken Armen – Bär? Nein! Mensch? Eher ja, aber dann doch nein, denn behaart eben! – war erschienen und hatte Hünej gepackt und fortgetragen. Das Wesen habe ihn, den jungen, männlichen Menschen, der sie zu retten versuchte, mit den Fingern am Nacken ergriffen, hochgehoben und davongeschleudert wie einen Reisigzweig. Und da wussten alle: Es war Gishi Gijik, das Menschenwild.

So schwer diese Kunde die Eltern und nächsten Verwandten des Opfers auch traf, es kam nicht zu einer erneuten Suche. Die Sinnlosigkeit einer solchen Unternehmung war von vorneherein klar. Noch nie hatten Menschen ein

Entführungsoffer der Gishi Gijik befreit. Vielmehr gab es etliche Fälle, dass die Weggeraubten von selbst wieder auftauchten, da sie zu fliehen vermochten. Nur einmal war das Opfer – es war ein Mann – freigekommen, da das weibliche Wesen, das ihn geraubt und zurückgehalten, gestorben war. Aber nicht der Mensch hatte es umgebracht, nein, es handelte sich um einen natürlichen Tod, und der Mensch, der mit oder neben oder unter ihm immerhin lange Jahre hatte leben müssen, hatte die Leiche menschlich bestattet. Er weinte wohl manche Träne, denn neben ihm knieten ihre beiden gemeinsamen Kinder und heulten tierisch laut. Später war der Mensch mit seinen Sprösslingen, beide weiblich und halbwüchsig, von den Gletscherhöhen abgestiegen und auf die Niederung zugegangen, in der er früher mit anderen Menschen gelebt hatte. Aber kurz bevor sie sich den Herden und Jurten näherten und Menschen und Hunde sichtbar und ihre Stimmen hörbar wurden, rissen die Kinder aus. Der Vater aber ging auf das Gewimmel zu.

Dies hatte sich vor sehr langer Zeit ereignet, denn davon erzählt jenes Epos mit der verwickelten Handlung und mit dem Namen Gishi oglu, Gijik oglu, das Menschenkind und das Gijikkind.

Ein Sohn des Mannes, älter und von menschlicher Mutter, trifft später bei der Jagd auf eines der beiden halb menschlichen Wesen und gewinnt es lieb. Er will es als Braut nach Hause führen, vergeblich jedoch. So lässt er es dort und kommt selbst immer wieder. Sie bekom-

men Kinder. Aber irgendwann schöpft der Vater Verdacht, folgt dem Sohn heimlich und weiß sofort, was geschehen ist. Und aus lauter Scham und Verzweiflung tötet er seine eigenen Kinder samt den Enkelkindern und eilt nach Hause, um die volle Wahrheit, die er seinerzeit zur Hälfte verschwiegen hatte, unter die Menschen zu bringen, damit Ähnliches nicht wieder geschähe, sollte einer seiner Söhne oder Verwandte auf Blut und Knochen auf das andere weibliche Wesen stoßen. Nachdem er nun seine Pflicht erfüllt hatte, bat er die Menschen um seine verdiente Strafe wegen des Vergießens des eigenen Blutes. Die Bitte wird erhört, und der Schuldige hingerichtet.

So das Epos, das beim Erzählen stets blutig auszufallen pflegt und bei dem kein Mensch weiß, ob es wahr oder erfunden war. Aber es gab noch andere überlieferte Geschichten, und diese endeten mitunter glücklich: Dem entführten Menschen gelang irgendwann die Flucht, und er kehrte heim. Also blieb den Betroffenen auch diesmal etwas zu hoffen übrig, was besser war als der Tod und mehr als nichts. Freilich schmolz diese Hoffnung mit den vergehenden Tagen, Monaten und Jahren unwillkürlich dahin, dennoch klammerten sich die Menschen bis zum Schluss an das Krümelchen Hoffnung.

Anfangs hielt Hünej alles für einen Albtraum. Möglich, dass ihr daher das Herz nicht zerplatzte. Sie erschrak und litt zwar sterbensschwer, während sie das große dunkelgraue Wesen auf sich zukommen sah, seinen Griff zuerst

am Oberarm, später am Rücken und schließlich um den Bauch spürte und dabei einen unmenschlichen, windig-herben Geruch witterte. Aber da sie glaubte zu träumen und erwartete, jederzeit zu erwachen, hielt sie es wohl aus, ohne zu sterben. Sie nahm noch im geglaubten Abstand des Traumes, und nun längst unter einem Arm des Räubers, ihren Mann wahr, der aufschaute, mit riesigen, runden Augen und einem verzerrten, bleichen Gesicht da stand und plötzlich Reißaus nahm.

Als sie später wusste, dass sie nicht geträumt hatte, fiel ihr immer wieder dieses Bild des Feiglings ein, und da tat ihr der Junge, der eigentlich Dolaj geheißten, leid. Seit ihrer gemeinsamen Flucht hatte sie ihn, an ihren eigenen Namen anlehnend, zärtlich Dünej genannt. Denn Dün bedeutet Nacht – im Unterschied zu ihrem Hün, was Tag oder auch Sonne heißt. Sie hatte ihn für einen Mann gehalten, und alles tat ihr nun so leid, dass sie endlich anfang zu heulen, so gut es denn gehen wollte. In der ersten Nacht mit ihm hatte sie Angst gezeigt, und da hatte er sie getröstet, indem er sich auf seinen ellenlangen, blitzscharfen Dolch und auf die Kraft und den Mut berief, über die er als Mann verfüge. Nun aber war er geflüchtet, den Dolch in der Scheide belassend und sie der Gefahr überlassend – was für eine schändliche Enttäuschung! Und was sie selbst betraf, sie war mit einem fingerlangen Klappmesser bewaffnet, das jetzt aber in der Brusttasche lag und unter dem zangenfesten Druck des gewaltigen Armes ihr zusätzliche Schmerzen bereitete.

Ja, die Schmerzen. Sie waren unerträglich, dennoch taten sie auch gut. Denn sie dämpften die Angst irgendwie. So empfand sie zu dem gräßlichen Räuber recht bald etwas, was über den lähmenden ersten Schreck hinausreichte, und das war Hass. Der lenkte sie ab und gab ihr Kraft. Es soll nicht sein, dass du mich frisst, ich werde dich töten, abscheuliches Vieh, dachte sie entschlossen und erinnerte sich an ihre Waffe im Versteck.

Hünej, mit dem Gesicht nach unten und von Anfang an unter Atemnot, wimmerte leise und verstummte nach einiger Zeit. Stattdessen begann sie die Lage zu überdenken und den Räuber zu betrachten. Sie ordnete, ohne einen eindeutigen Beweis zu haben, das grässliche Wesen dem männlichen Geschlecht zu. Und dieser lief. Er lief schnell und fast geräuschlos, er hatte lange, kräftige Beine. Die halb an Kamel-, halb an Menschenbeine erinnerten. Die Füße aber waren fast gänzlich wie die eines Menschen. Nur, sie waren riesig und dicht behaart, wie die Arme und der übrige Körper auch. Und es waren flatternde, dunkelbraune Haare wie bei einem Hainak. Hin und wieder blieb der Läufer kurz stehen, wechselte die Last von einem Arm zum anderen. Wobei er die Gesichtseite der Beute immer nach unten ließ. Irgendwann nahm er sie mit dem Rücken vor die Brust, bog sie in der Mitte und schlang den einen Arm um die Schienbeine und den anderen um den Bauch. Da war es schon finstere Nacht, und er hastete über ein Geröllfeld, hüpfte von einem Stein zum nächsten. Und jetzt hörte sie ihn leise keuchen.

Irgendwann blieb er stehen und setzte sie ab. Da hörte sie erstmals seine Stimme, die so klang als ob ein kräftiges, noch nicht ganz ausgetrocknetes Faulblattrohr beim Biegen bräche: khyrrh-khyrrht. Vielleicht galt der geräuschvolle Laut ihr und sollte bedeuten: Wir sind angekommen! Dieser Gedanke entriss ihrem verweinten Gesicht ein bitteres Lächeln. Sie empfand so etwas wie Erleichterung, wohl darüber, dass die Qual, die fast endlos lang gedauert hatte, ein Ende zu nehmen schien. Aber da erschrak sie auch – würde das auch ihr Ende sein und er sie gleich fressen? Sie war nicht bereit zu sterben. Ihr fiel von neuem das Klappmesser ein. Ob es dem riesigen, knöchern-sehnigen Körper überhaupt etwas anhaben könnte? Womöglich würde eine seichte Wunde ihn nur noch zusätzlich erboesen und folglich sie einen noch schlimmeren Tod ernten? Vielleicht würde sie, statt einfach erschlagen zu werden, dann bei lebendigem Leib zerrissen, um Batzen für Batzen vertilgt zu werden? Doch war sie gewillt, sich bis zuletzt zu verteidigen, nicht nur mit dem Messer, sondern mit allem, was ihr zur Verfügung stand: mit Steinen, mit Fäusten, mit Füßen, Krallen und Zähnen. Ja, sie war bereit, ihm um den Hals zu fallen und sich wie ein Iltis oder Wiesel an seiner Gurgel festzubeißen und damit ihm die Schlagader durchzubeißen. Mit solchen Gedanken stürzte sie, gefühllos in den Gliedern, mit dem Gesicht ins kühle, weiche Wiesen-gras.

Da sie ein Geplätscher zu vernehmen glaubte, beeilte sie sich, sich aufzurichten, und sah und hörte die endgültige

Bestätigung ihrer Vermutung: Ja, sie erkannte am Abriss unter dem wackligen Schein der Sterne, dass er Wasser abschlug, und zwar in der Art von übermütigen jungen Männern: stehend, den Kopf zurückgeworfen und den mittleren Teil des Körpers stark nach vorne geschoben. Der Strahl selbst blieb im Graudunkel der mitternächtlichen Finsternis unsichtbar, aber das Geräusch war umso deutlicher: von reichlicher Menge und starkem Druck zeugend und aus beträchtlicher Höhe steil abfallend. Sie witterte auch den Geruch des Harns, keineswegs widerlich, nicht einmal störend, nicht anders als in Abwind und Sprühnähe eines nässenden, jungen Hengstes. Der Gedanke erschreckte, beschämte, ja, ekelte sie dann doch. Und in diesem Augenblick, als sie das sich in Richtung des Unangenehmen hin steigende Gefühl in der Kehle spürte, geschahen zwei Dinge: Zum einen verspürte sie zwickenden Druck in der Blase, und zum anderen hörte sie jenen wieder krächzen. Und es hörte sich diesmal wie Dkrykk-Khkrykk an. Sollte das etwa heißen, dass sie sich doch auch erleichtern solle? Sie stand auf, ging bergabwärts bis zum steinigen Rand der Wiese, hockte sich hin und befreite sich von dem Druck. Während dies geschah, hefteten sich ihre Augen auf den Umriss, der groß und unbeweglich gegen den Himmel herausragte, und ihre Hände machten sich an dem Messer zu schaffen, sie klappten es auf, fuhren mit den Fingerkuppen über die Schneide und stellten bedauernd fest, sie war stumpf. Dennoch beließ sie es aufgeklappt und steckte es griffbereit hinter ihren Gürtel.

Hünej ging zurück, wo sie zuvor gelegen hatte. Und sah, dass sich der felsenhafte Umriss jetzt aus der Erstarrung löste und auf sie zuschwankte. Mit jedem Schritt, wie sich die graudunkle Gestalt ihr näherte, wuchs in ihr die Unruhe. Ist es nun, fragte sie sich, erschauernd, dass er mich abschlachtet? Dabei tasteten ihre Füße den Boden ab, auf der Suche nach möglichen Steinen, die sich aber nicht finden ließen. Und sie bedauerte bitterlich, dass sie doch dort, wo sie soeben gehockt hatte, nicht geblieben war – dort waren wunderbare, handliche und kantige Steine gewesen, mit denen sie bei einigem Geschick und Glück auch einen Yak, selbst einen Bären hätte erschlagen können!

Abermals krächzte er etwas wie Khrorisch-Throrisch, und es hörte sich gar nicht so bedrohlich an. Auch blieb er eine kleine Weile neben ihr stehen, als würde er ihr die Führung überlassen wollen. Nur wusste sie weder was noch wohin. Er nahm sie irgendwann am Arm und führte bergaufwärts. Obwohl sie arg zusammenzuckte, als sie die erneute Berührung spürte, fand sie den Druck, der von der Pranke ausging, unglaublich und ungehörig sanft.

Sie gingen über einen steilen Geröllhang. Einige Male musste er sie von einem Felsbrocken auf den nächsten heben, da sie nicht vermochte, hinaufzuklettern, so sehr sie sich auch Mühe gab, es alleine zu schaffen. Er legte den schlanken, festen Arm unterhalb der Achsel um ihren Leib, hob sie leicht hoch und setzte sie wieder ab. Der Druck blieb denkbar sanft. Ihre Sorge war, dass die Krallen das Messer unter dem Gürtel spüren könnten, und schon

deshalb war sie bestrebt, ihm keine weitere Gelegenheit zu geben, ihr an den Leib zu kommen. Doch blieb ihre Waffe unentdeckt. Denn da war schon die Höhle, in die er sie mit einem gurgelnden Grunzlaut hineingeleitete und selbst draußen blieb. Den Eingang versperrte er mit einem großen, schweren Felsbrocken.

Sie begriff: Jetzt waren sie endlich und endgültig angekommen. Hier war das Ende. Da überkam sie erneut ein Weinkrampf. Was zunächst ein sinnlos lautes und schmerzhaftes Röcheln ergab, ehe es zum Weinen mit still strömenden, befreienden Tränen werden konnte. Und dieses Weinen, als es ihr schließlich doch noch gelang, dauerte lange und war ermüdend gleichmäßig, denn sie schlief ein. Später, als sie erwachte und ihr wieder einfiel, was mit ihr geschehen war, fühlte sie sich körperlich erholt und seelisch beruhigt. Und so war sie imstande, ihren Verstand einzusetzen und erste Entscheidungen zu treffen.

Sie hatten am oberen Nordhang der Schwarzen Schlucht Stachelbeeren gepflückt, wobei er unter dem Strauch gehockt und sie, kaum weiter als einen Schritt entfernt, gestanden hatte; sie hatte sich soeben aufgerichtet, nach der Sonne geschaut und den noch verbliebenen Abstand bis zum Erdrand auf zwei Handspannen geschätzt und es ihm zugerufen. Er hatte, immer noch hockend und ohne aufzublicken, geantwortet, es sei ja noch viel Zeit, genügend, um einen Wolf zu erjagen und zu enthäuten – seine Stimme hatte dabei heiter und übermütig geklungen, wie

bei einem echten Mädchenentführer, und so hatte sie die Worte als scherzhaft verstanden, kleine Würze wohl bei all den Entbehrungen. Aber sie hatte dabei überlegt: Wieso denn Wolf? Und was sollten sie mit einem Wolf anfangen? Ein Widder wäre doch viel angebrachter ... O, ein Widder, da hätten sie bis zum Winterbeginn reichliches Fleisch, und das Fell noch dazu, ja, das Widderfell, ein würdiges Lager für Frischvermahlte! Aber eine so edle Jagdbeute würden sie wohl nur schwerlich finden, denn Dünej schien, bei all seinen Vorzügen, ein doch schwacher Jäger zu sein.

Plötzlich verspürte sie die Anwesenheit eines fremden Wesens, hörte und sah es leibhaftig – es schlich sich heran, gebückt, dass die langen Arme die Erde beinahe berührten. Sie schätzte die Entfernung auf eine Stricklänge von etwa 20 Metern und stieß einen heiseren Schrei aus. Das Gespenst löste sich aus der Schleichhaltung und kam nun schnurstracks auf sie zugestürzt, schneller als ein Hund, sie stand wie angewurzelt, den Mund zu einem erneuten Schrei angesetzt, stimmlos aber, und schaute mit weit aufgerissenen, starren Augen dem Heranstürmenden entgegen. Da schon war in ihrem Unbewussten der Glaube an einen Altraum erwacht, der sie ein wenig abpolsterte gegen den Schicksalsschlag.

Alles ereignete sich mit der Geschwindigkeit eines Sturmes, über- und ineinandergestürzt. Jetzt aber sah sie es verlangsamt, alle Einzelheiten erkennend. Dünej, überdeutlich in seiner ganzen Erbärmlichkeit, stand blass und hilflos und untätig da, drehte sich mit einem Mal um und

preschte davon, wie ein Tier mit tödlichem Schreck. Erneut tat es ihr seinetwegen schwer leid, dennoch versuchte sie sich damit zu trösten, dass er wenigstens am Leben gelassen worden war – ja, so dachte sie: Nicht: er war am Leben geblieben, sondern: er war am Leben gelassen worden. Sie erinnerte sich an einen Film, den sie einmal gesehen hatte: Dschingis Khan erobert ein weiteres Volk und sucht sich unter den lebenden Kriegsbeuten weitere Weiber als Eigentum. Er findet zwei Schwestern, von denen die eine sich taumelig vor Glück zeigt, die andere aber einen kurzen, besorgten Blick in die Menge schickt. Dem Eroberer kommt dies verdächtig vor, er befiehlt eine Durchsuchung, und der Ehemann der Besorgten wird entdeckt, herbeizerrt, und zu Füßen des Siegers und unter den Augen seiner jüngsten Beuten wird der Mann geköpft.

Hünej fuhr zusammen, angewidert von der Erinnerung. Wieso kam ihr ausgerechnet jetzt diese blutig-schmutzige Geschichte in den Sinn? Warum war sie bislang am Leben gelassen worden? Wäre es für den Jäger nicht einfacher gewesen, sie tot als lebendig herbeizutragen? Vielleicht hatte er noch genug Vorrat an Fraß, und er hatte sie am Leben gelassen, damit sie frisch blieb? So wie Menschen es mit verirrtten, verkrochenen Wildjungen tun! Aber dann hätte jener auch Dünej mitnehmen können, zwei Beuten seien doch besser als eine, und seine Kräfte hätten für beide bestimmt ausgereicht! Dann wären sie jetzt zusammen, das Wesen hätte auf ihren Nachwuchs warten können, so wie